

und dann hatten sie ihn hinausgetragen, und die Geige lag vergessen in einem Winkel.

Später, als sie mit der Mutter allein war, schien es, als ob das Glück aus dem sonst so fröhlichen Hause gewichen sei. Die Mutter war seit dem Tode des Vaters leidend, und wenn Rose-Marie nach der Geige verlangte, fing die Mutter an zu weinen, und die Kleine wagte nicht mehr, nach dem geliebten Spielzeug zu greifen, aus Furcht, die Mutter weinen zu sehen.

Und noch eine kleine Zeit — da starb auch die Mutter, und war alles Glück fort, und die Vergangenheit lag fern, fern hinter ihr. Jetzt hatte sie Spiel und Geige vergessen, und sie lebte nur mehr ihren Blumen. Die Blumen waren ihre liebsten Gespielkummen geworden. Ja, nächst den lieben Eltern, die im Himmel waren, und der schönen, goldstrahlenden Madonna in der Kapelle der Madelaine und nächst François, liebte sie nichts mehr auf der Welt als ihre Blumen, und unter diesen waren die Rosen ihre bevorzugten Lieblinge.

Von ihrem Vater hatte sie die Liebe zur Kunst, von ihrer Mutter die Liebe zum Schönen geerbt; Musik und Blumen dächten ihr das Schönste im menschlichen Leben zu sein; die Blumen schienen ihr eine verkörperte Musik, und sie hatte sich in ihrer kindlichen Poesie eine eigene, duftige Sprache ausgedacht, welche die Blumen reden mußten.

Das musikalische Gefühl schlummerte tief in ihrer Brust; es war eben nichts in ihrer Umgebung im Gärtnerhause des Faubourgs, was den Funken geweckt hätte. Aber, wenn sie an schönen Tagen vor den Theatern oder den Konzerthallen Blumen feil bot, oder an hohen Festtagen in der Madelaine kniete, und die wogenden Tonfluten brausen und die majestätisch dahinbrausenden Melodien der Orgel hörte, fühlte sie sich in eine andere Welt versetzt, und ihr Herz lechzte nach Musik. Sie konnte sich erinnern, einmal in einem großartigen Konzerte gewesen zu sein, in welchem ihr Vater auftrat, und wenn sie jetzt wieder Musik hörte, träumte sie von jenen Stunden, und sie fühlte sich wieder so seltsam bewegt wie damals. Es waren ihre liebsten Stunden, wo sie an der großen Oper, oder vor berühmten Konzerthallen Blumensträuße feil bieten konnte.

Aber ihrem Onkel wagte sie von allem dem nichts zu gestehen; sie kannte bereits dessen Abneigung gegen derartige brotlose Künste, wie er sie in schlechtgelaunten Stunden nannte. Aber mit François, der überhaupt ihre Geheimnisse teilte, unterhielt sie sich oft darüber, und der treuherzige Bursche lauschte dann mit Mühe den begeistertsten Schilderungen seiner lieben Rose-Marie.

— Einen schöneren Namen, sagte er oft zu ihr, hätte man dir nicht geben. Rose-Marie . . . . . denn du liebst ja die Rosen so sehr, und bist selbst eine schöne Rose.

\* \* \*

So floß das Leben für Rose-Marie im Hause ihres Onkels dahin. Sie war jetzt älter und größer geworden; wie eine schöne Knospe hatte sich entfaltet; sie war eine reizende, duftige Gestalt, voll Anmut und herzlicher Jungfräulichkeit. Aber wie ihre Schönheit zugenommen, ihr Gemüt war kindlich und rein geblieben, wie die Blumen, ihre Lieblinge. Ihre Andacht zur Madonna und ihre Liebe zu den Blumen hatten ihr Herz so rein und keusch bewahrt, trotz der großen Sittenverderbnis, die sie in der Weltstadt umgab.

Als sie fünfzehn Jahre alt geworden, hatte sie ihren Onkel an sein Versprechen erinnert, das er ihr vor drei Jahren gegeben, als sie ihre erste h. Kommunion machte. Er hatte ihr damals versprochen, sie, sobald sie fünfzehn Jahre alt sei, vom Blumenmarke fern zu halten und sie in's Haus zu nehmen, um das Hauswesen zu führen. Sie schilderte ihm mit warmen Worten, wie ihr der Umgang mit fremden